

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 96 (1970)

Heft: 12

Artikel: Beethoven 1970

Autor: Blaukopf, Kurt

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-509527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Blaukopf:

B E E T H O V E N

1970

Zum Establishment – die APO scheint dies noch nicht entdeckt zu haben – gehört auch unser dekadisches Zahlensystem. Eine nahezu weltweite Uebereinkunft unterwirft das Rechnen mit Mengen, Maßen und Gewichten jener Zehnerordnung, die uns natürlich erscheint, obgleich sie von Menschen getroffen wurde und wohl auch anders lauten könnte – wie etwa die Teilung des Tages in 24 Stunden, die Teilung der Stunde in 60 Minuten erweist. Doch selbst dort, wo man den Shilling in 12 Pence zu teilen gewohnt ist, will man gerade jetzt zu dekadischer Währung übergehen. Den Beatles wird es bald leichter fallen, ihre Dollar- und DMark-Einkünfte auf Pence genau in ihre Landeswährung umzurechnen.

Warum keine 199-Jahr-Feier?

Welch unwürdiger Zwang, der uns verurteilt, dem Zehnergebot zu folgen! Selbst unsere Feste feiern wir längst nicht so, wie sie uns einfallen, sondern nach vorbestimmtem Zehnerplan: den fünfzigsten Geburtstag, den hundertsten Todestag, die zweihunderte Wiederkehr irgendeines bedeutenden Ereignisses. Ich finde, daß dekadische Anlässe so gewöhnlich sind, daß sie für das Außerordentliche nicht taugen. Man mag zwanzig Dienstjahre des Briefträgers, dreißig Bestandjah-

re des Taubenzüchter-Vereins oder fünfzig Siege des lokalen Fußballteams feiern – doch für das Außerordentliche müßte sich die außerordentliche Zahl finden lassen. Etwa eine Primzahl, also eine jener Zahlen, die nur durch 1 und keine andere geteilt werden können: 5, 7, 11, 13 usw. Ich habe mir für meine Feiern diese vornehme Zahl erwählt und habe im Jahre 1969 die 199. Wiederkehr von Beethovens Geburtstag zelebriert. Freilich hat mein Vorschlag, diese Methode allüberall anzuwenden, keinen Beifall gefunden. Populär, so meinen die Fachleute, sei nun einmal die Zahl 200. Und so bricht nun 1970 ein Beethovenjahr über uns herein. Aufgestaute Jubilierbereitschaft darf ungehemmt wützen: Konzerte, Opernaufführungen, Rundfunksendungen und Schallplatten, Bücher und Festschriften werden von Beethoven künden. Keine Fernsehstation läßt es sich nehmen, Beethoven-Features zu produzieren. Auf den Bildschirmen werden wir zu Zeugen der Mühsal jener Kameraleute, die fleißig auf den Spuren Beethovens gewandelt sind. Die *Appassionata* wird zur Kennmelodie, die *Eroica* zum Signature-Tune, das *Heiligenstädter Testament* zum Kulturfilm-Insert und der Löffel, dessen sich Beethoven zum Einnehmen seiner Medizin bediente, zum Objekt kultivierter Andacht.

Beat und Beet

Beethovens Musik («Beet-Musik»), so scheint es, hat einige Chancen, im Jahre 1970 in die Spitzengruppe der Weltmusikproduktion einzurücken, die heute von der sogenannten Beat-Musik geführt wird. Ob ihr allerdings der Einbruch in den echten Beat-Markt gelingen

wird, bleibt eine offene Frage. Die Nachfrage auf diesem Markt röhrt vornehmlich von den 14- bis 20-Jährigen her. Etwa 65 Prozent dieser Altersgruppe zeigt in der Deutschen Bundesrepublik Vorliebe für Beat. Manche Pädagogen (darunter durchaus ernstzunehmende und um das Schicksal der Musik besorgte Leute) schlagen darum vor, daß man nun auch in der Schule den Beat so ernst nehmen sollte wie die Musik Beethovens. Sie empfehlen Stilforschung des Beat, Form-Analysen von «Sgt. Pepper's Lonely Heart Club Band», und sogar eine neue Ästhetik: «Kunst ist kein Zustand der Ordnung, Ausdruck von Ruhe, Harmonie und Ausgeglichenheit.» So liest man's in der Sozialphilosophie des Beat, die – wie zu erwarten war – im Lande der Dichter und Denker entwickelt wurde. Sie wird von Dieter Baacke vertreten, der in seinem Buch «Beat – die sprachlose Opposition» mit einer Befriedigung die Mischung des Beat mit der sogenannten E-Musik vermerkt.

Zur E-Musik (einer Verrechnungskategorie der Musikindustrie, die den Ernst der E-Musik von der Unterhaltksamkeit der U-Musik abheben soll) müßte auch die Produktion Beethovens gezählt werden, lebte er noch unter uns. Doch da er längst tot ist, genießen seine Werke nicht den vom Urheberrecht statuierten Schutz. Establishment und Opposition können mit seiner Musik nach Belieben verfahren, können seine Motive zu Pausenzeichen aufwerten, können «Für Elise» als

Rohmaterial der U-Musik verwenden (die dann, anders als Beethovens schutzloses Klavierstück, Tantiemen abwirft), dürfen sein Bild kostenlos mitbenutzen, wenn sie das Image ihrer Stars aufbauen.

Beethovens Erzeugnisse sind «domaine public», wie die Experten des Urheberrechts sagen. Mit dem, was Beethoven geschaffen hat, mag geschehen, was jedem beliebt. Das Bedauern darüber gehört auch wiederum zur Mode. Armer Beethoven! Weltentruktter Titan! Wie grausam verfahrt doch diese Welt mit dir! Vornehme Ergriffenheit erinnert an das edle Wort, das Beethoven an den Anfang seiner *«Missa solemnis»* gesetzt hat: «Von Herzen – Möge es wieder – zu Herzen gehn!» Wie sehr kontrastiert doch solche Gesinnung mit dem Schicksal, das Beethoven in unserer Kommerzwelt erleiden muß!

Vorschlag für eine Festrede

Solche Gedanken eignen sich vorzüglich für Festreden, deren es ja in diesem Jubiläumsjahr mehr als genug geben wird. Ich hätte ein anderes Motiv bereit: Beethovens Geschäftstüchtigkeit. Romain Rolland, gewiß einer der bedeutendsten Beethoven-Kenner und Beethoven-Enthusiasten, hat vor langer Zeit darauf aufmerksam gemacht. Man könnte die Anregung, Beethovens kommerzielle Praktiken zu beleuchten, gerade im Jahre 1970 aufgreifen. Der offizielle Beetho-

ven-Festakt gewinne dadurch neue Akzente. Das Establishment wäre der Langeweile enthoben und die APO verlöre die Sprache, wenn der Festredner sich also vernehmen ließe:

Verehrte Festgäste!

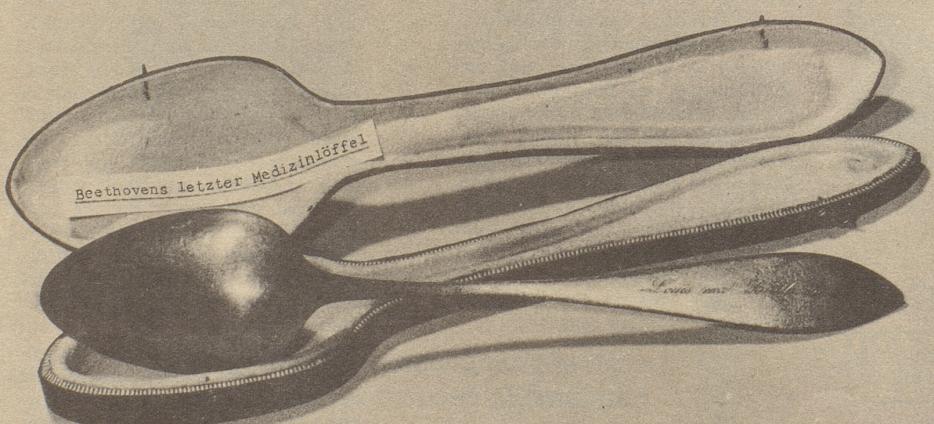
Wir feiern heute das Andenken des bedeutendsten Meisters der Wiener Klassik. Er übertraf Mozart als Geschäftsmann bei weitem, denn Mozart, so sehr er sich auch durch Herstellung von Blasmusikarrangements um die kommerzielle Ausbeutung des Erfolgs seiner Entföhrung aus dem Serail bemühte, hatte damit wenig Glück. Von Haydn sind zwar keine Bettelbriefe im Stile Mozarts bekannt, und man weiß auch, daß Haydn sich redlich bemühte, seine Pariser Symphonien gleich zwei Verlegern anzudrehen, doch hat er den großen Geschäftsstil Beethovens nie auch nur annähernd erreicht. Dem Genie, dessen Geburtstag wir feiern, gelang mit der *«Missa solemnis»*, die Sie, verehrte Festgäste, heute hören werden, der größte geschäftliche Coup. Freilich bedurfte es der Zähigkeit eines überragend Begabten, um die Transaktion zum Erfolg zu führen. Noch während Beethoven mit der Niederschrift der Partitur beschäftigt war – also vor Vollendung des Werkes – bot er sie drei Verlegern an. Simrock in Bonn, Peters in Leipzig und Schlesinger in Berlin erhielten Offerten, die Beethovens opus 123 betrafen. Beethoven's Marketing, das auf Wekking der Nachfrage noch vor ein-

setzendem Angebot zielte und damit den Grundsätzen moderner Marktpflege entsprach, orientierte sich zuerst auf internationale Plätze, ehe die heimischen Ressourcen angezapft wurden. So kam es, daß er die Wiener Firmen Artaria, Steiner und Diabelli in den Kreis der möglichen Verhandlungspartner erst einbezog, als das Interesse in Leipzig und Bonn zumindest erregt sein konnte und nachdem auch Schlesinger in Berlin, der über erstklassige Beziehungen zu seinem Pariser Stammhaus verfügte, auf den Markt gelockt war. Als Tag der Bekündung klassischer Meisterschaft wird der 10. März 1824 ohne Zweifel in die Geschichte des Musikgeschäfts eingehen. An diesem Tag hat Beethoven seine *«Missa solemnis»* noch einem siebenten und einem achten Unternehmer angeboten. Herr Probst in Leipzig mochte vielleicht glauben, daß er das Rennen machen würde, doch hatte er die Rechnung ohne die Firma Schott in Mainz gemacht, die durch Beethovens werbe-wirksame Versicherung, er hielte die *«Missa solemnis»* für sein größtes Werk, durchaus angeregt war und sich auch von dem geforderten Preis (1000 Gulden in Conventions-Münze) nicht davon abhalten ließ, schriftliche Verhandlungen einzuleiten. Im April 1824 veranstaltete Beethoven's Freund und Mäzen Fürst Galitzin eine Aufführung der *«Missa solemnis»* in der Petersburger philharmonischen Gesellschaft; Anfang Mai konnte Beethoven selbst mit einer Teilaufführung im Wiener

Kärntnertortheater wesentlich zur Propagierung beitragen, und am 20. Mai gab der Meister endlich sein Ja-Wort an die Firma Schott in Mainz, nicht ohne dabei auch Vorschläge über die Zahlungsmöglichkeiten zu unterbreiten.

Die Transaktion entbehrt freilich nicht des tragischen Momentes. Beethoven hat den Tag des Erscheinens der *«Missa solemnis»* nicht mehr erlebt. Er starb am 27. März 1827. Erst im Mai dieses Jahres konnte Schott dem Publikum das Werk anbieten. Zu dieser Zeit war freilich für den Klavierauszug sowohl der Subskriptionspreis mit 6 Gulden 50 wie auch der Ladenpreis mit 10 Gulden 15 schon festgelegt. Man darf annehmen, daß die durch das Ableben Beethovens und durch das großangelegte Wiener Leichenbegängnis ausgelöste Publizität sehr wesentlich zur Veränderung der Marktlage beigetragen hat und daß unter diesen günstigen Umständen die Firma Schott auch mit einer weniger knappen Kalkulation ähnlich große Umsätze erzielt hätte. Jedoch, verehrte Festgäste, der Mensch denkt, so sagt man, und Gott lenkt. Das Ableben Beethovens erwies sich als irrationaler Faktor, der in den Dispositionen nicht berücksichtigt werden konnte. Und so erweist sich auch hier letztlich die Grenze klassischer Konzeption. Daß sich im Nachlaß Beethovens, nach seines Freundes Schindler Zeugnis, neben einigen hundert Gulden auch sieben Bankaktien befanden, ist schwacher Trost. Wir hätten es lieber gesehen, wenn Beethovens marktorientierter Aktivität höhere Rendite zuteil geworden wäre.

Seltsam beröhrt uns die Tatsache, daß es Lästerer gibt, die das kommerzielle Ethos des Klassikers in Frage stellen. Einem Musikwissenschaftler, dessen Name hier gnädig verschwiegen sei, blieb es vorbehalten, Beethovens schöpferische Ausnutzung der Markttchancen zu tadeln. Beethovens Angebote an acht Verleger nannte der Mann «ein Verhalten, das trotz aller Milderungen und Entschuldigungsgründe sich kaum rechtfertigen läßt». Die Geschichte ist über solche kleinkleine Einwände hinweggegangen. Sie verzeichnet den Sieg risikofreudiger Initiative, die sich nicht mit der Entwicklung von Produkten für den Konsumenten begnügt, sondern auch den Konsum selber organisiert. Mit gutem Recht hat Beethoven vom Verleger seiner *«Missa solemnis»* im November 1825 gefordert, daß die Namen der prominenten Besteller an die Spitze der gedruckten Subskriptionsliste gestellt würden. Zu dieser Prominenz gehörten: der Kaiser von Russland, die Könige von Frankreich und Preußen, von Dänemark und Sachsen. Der Besitz der *«Missa»* wurde zum Status-Symbol, der Kauf der gedruckten Ausgabe zu einer Sache des Prestiges. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor solch klassischem Sales Management.



Beethovens letzter Medizinlöffel im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (Photo Horowitz).